

SEITENBLICK



Volle Lotte

VON PETER HENKEL

Einer unserer vielen geplatzen Lebensstränge bestand darin: einmal zusammen mit anderen Hoffnungsträgern an einem Wochenendseminar über den Erfolg teilzunehmen. „Wie werde ich ein Siegertyp?“ – das wäre was gewesen, aber auch über „Gutes Benehmen: der sichere Weg nach oben“ hätten wir gern in einer adretten Hotelanlage im Grünen Näheres gehört. Allein, nie hat es sollen sein; Zeitmangel im Verein mit beschränkten Geldmitteln standen im Wege. Gottlob gibt es aber Olympische Spiele und sie kommen so ausführlich im Fernsehen, dass unsereiner sie nutzen konnte als Anschauung sunterricht für die erwähnten Themenkreise.

Beginnen wir mit den Manieren der Athleten. Feinfühlig und zugleich von ansteckender Lebensfreude jene Leichtathleten, die, um ohnehin überlasteten Dopingkontrollleuten nicht noch mehr Arbeit zu machen, lieber eine Spritztour auf dem Motorrad unternehmen oder ihnen den Anblick eigenen Urins ersparten. Gar nicht hoch genug einzuschätzen der Beitrag, den britische, französische und amerikanische Vielseitigkeitsreiter zur Stärkung des globalen Rechtfertigungsfindens leisteten mit ihrem selbstlosen Protest gegen den Sieg der deutschen Sportskameraden. Und mustergültig dialogbereit jene US-Sprinter, die noch vor Erreichen der Ziellinie ein kleines Schwätzchen miteinander anfangen.

Unvergessliches auch in Sachen Erfolgsmethodik. In diesem Zusammenhang sei die Überzeugung unsererseits preisgegeben, dass eins der größten Probleme moderner Gesellschaften in ihrer Ausdifferenziertheit und der daraus folgenden Unübersichtlichkeit besteht und der Reiz des Sports darin, das Gegenteil vorzuführen: Einfachheit, kurze Prozesse. Eindrucksvoll etwa, wenn eine Judo-Dame strahlend verrät, was ihr der Trainer vor dem dann erfolgreichen Kampf um Bronze riet: „Jetzt gehst du raus und wirfst die um!“ Ähnlich erfrischend der Übungsleiter der deutschen Hockeyspielerinnen, der in der Halbzeit des Gold-Finales die schlichte Lösung „Volle Lotte gib ihm!“ ausgab.

Als Komplexitätsreduzierung ist das erste Sahne, und genau davon bräuchten wir auch gesellschaftlich viel mehr. Trotz aller Vor- und Zwischenläufe, trotz Technik und Taktik werden im Sport in der Regel alsbald klare Verhältnisse geschaffen, wird ratzfatz über Sieger und Besiegte entschieden. Und das alles soll nun vorbei sein! Hinter uns diese prachtvollen, lehrreichen Spiele der Jugend der Welt, vor uns Hart IV und die Bürgerversicherung. Da schmecken auch wir etwas von dieser inneren Leere, von der siegreiche Olympioniken zu stammeln pflegen. Aber auch Regierungschefs können vom Athener Großereignis lernen und profitieren. Besteht nicht Einigkeit, dass Berlin seine Arbeitsmarktreform lausig kommuniziert hat? Wie lange will Deutschland es sich noch leisten, dass ein Johannes B. Kerner sein Verkaufstalent auf der ZDF-Dachterrasse unter der Akropolis abnutzen muss? Wann folgt Poschmann Sportminister Schily, warum macht Steinbrecher nicht längst den Regierungssprecher?

Leicht bekleidete Männer auf den Straßen

In der Hitze des Sommers machen sich Pekingern gerne mal oben rum frei, was die Stadtregierung mit Blick auf Olympia 2008 unterbinden möchte

VON HARALD MAASS

Das Schlafgewand meiner Nachbarin ist weiß und mit rosa Bärchen bedruckt. Woher ich das weiß? Wir sind uns diese Woche beim Einkauf an den Markt begegnet. In den „Hutongs“, den engen Pekinger Altstadtgassen, herrscht eine familiäre Atmosphäre. Abends spazieren die Menschen in Schlafanzügen und Filzpantoffeln durch die Gasse. Nachts sitzen sie vor den Hauseingängen, unterhalten sich, spielen Karten oder chinesisches Schach.

Noch entspannter wird es im Sommer. Dann krepeln Chinas Männer ihre T-Shirts nach oben, bis unter die Achseln. Stolz strecken sie ihre Ranzen nach vorne. „Bang Ye“ werden sie in Peking genannt, die „Oberarm-Männer“. Wenn sich im Sommer die tropische Hitze über die Stadt legt, und es selbst nachts noch drückend schwül ist, laufen Männer nur leicht bekleidet durch die Straßen. Dabei gibt es mehrere, von der Temperatur abhängige Varianten. Es beginnt mit einem einfachen Hochrollen des T-Shirts bis zum Brustansatz. Schultern und Brust bleiben dabei noch bedeckt. Manche Männer krepeln dazu gerne auch die Hosenbeine nach oben, bis etwa auf Kniehöhe. Erst wenn es richtig heiß wird, machen die Pekingern ihre Oberkörper ganz frei.

Der Welt-Verbesserer

Jakob von Uexküll, Stifter des alternativen Nobelpreises, will einen Weltzukunftsrat etablieren

VON JOACHIM WILLE

Natürlich, die Geschichte mit den Briefmarken. Fünf Koffer voll, zwei Millionen Mark wert. Wie er die versilberte, um das Startkapital für den „alternativen Nobelpreis“ zu organisieren, der ihn bekannt gemacht hat. Diese Geschichte muss kommen. Steht in jedem Artikel über ihn. Jakob von Uexküll, deutsch-schwedischer Globetrotter, Nachfahre baltischer Adliger mit Wohnort London, Sohn von Nazi-Verfolgten, erträgt es stoisch, wenn man ihn danach fragt. Es dient der Sache.

Sehen wir es so: Der Mann war bereits globalisiert, als es das Wort noch gar nicht gab, und er profitierte davon. „Heute googlen die jungen Leute im Internet“, sagt von Uexküll. „Ich hatte meine Briefmarken.“ Fremde Länder, heißt das, interessierten den Deutsch-Schweden schon als kleiner Junge, und die Geheimnisse, die sich dahinter verbergen mochten. Später, in den 70er Jahren, wird er, der in Oxford Politik, Philosophie und Ökonomie studierte, als polyglotter Briefmarkenhändler ein kleines Vermögen machen. Bei seinen beruflichen Reisen lernt er eine Welt kennen, die neben dem Zauber des Fremden auch mit abgefuckelten Regenwäldern, bitterster Armut und Menschenrechtsverletzungen aufwartet. Eine Villa im besten Londoner Viertel hätte er sich von den Gewinnen aus dem Philateliegeschäft leisten können. Hat ihn nicht interessiert.

Von Uexküll wird als Weltverbesserer beschrieben, und er ist einer. Ein Welt-Verbesserer. Aber was treibt den Mann an, der in diesen Zeiten, wo es doch nur um Konkurrenzvorteile auf dem globalen Markt geht, noch so altmodisch eine für alle bessere Welt erhofft? Der als vielleicht letztes persönliches Großprojekt einen „Weltzukunftsrat“ ins Leben rufen will, einen „globalen Rat der Weisen, Pioniere und Vorreiter sowie engagierter junger Menschen“, die maßgebliche „moralische Macht“, die „direkten Einfluss auf die politische Entscheidungsfindung“ nimmt? Der die moralische Autorität etwa eines Nelson Mandela mit modernsten demokratischen Strukturen wie e-Parlament zu verweben sucht?

Das Projekt klingt ambitioniert. Wer den allzeit bescheiden auftretenden Jakob von Uexküll nicht kennt, würde vielleicht sagen: Größenwahnsinnig. Aber so hat man ihn vor 25 Jahren auch abgefertigt, als er, Mr. Nobody, beim Nobelpreis-Komitee in Schweden samt seinen zwei Millionen anklopfte und darauf drängte, einen neuen Nobelpreis für „Umwelt und Entwicklung“ einzurichten, die der Menschheit den größten Nutzen brachten, argumentierte er. Und dass, beispielsweise, die Rettung des Regenwaldes mindestens so wichtig sei wie eine wissenschaftliche Erkenntnis in Physik oder Chemie, wenn nicht wichtiger, liege doch auf der Hand.

Aber Uexküll blitzte ab, obwohl es, wie beim Nobelpreis für Wirtschaft geschehen, durchaus möglich gewesen wäre, Nobels Vermächtnis nachträglich zu erweitern. Es gebe schon genug Nobelpreise, so die – reichlich fadenscheinige – Begründung. Uexküll gründete also mit dem Briefmarken-Kapital in Stockholm die „Right Livelihood Foundation“, die Stiftung für gute Lebensführung.

In einer angemieteten Halle vergab die Organisation 1980 ihren Preis an die ersten beiden „Alternativen“: 50000 Mark und eine Urkunde konnte die Preisträger mitnehmen. Leute wie Petra Kelly, Ur-Grüne und



Arbeitet an der Verbesserung der Welt: Jakob von Uexküll.

Friedensaktivistin, wurden später geehrt, auch José Lutzenberger, der brasilianische Pionier der Bio-Landwirtschaft, Vandana Shiva, die indische Menschenrechtlerin, oder Hermann Scheer, SPD-Umweltpolitiker und Solarenergiepapst. Zuerst mochte Uexküll die Bezeichnung „alternativer Nobelpreis“ nicht. Inzwischen wird die Auszeichnung ganz offiziell im schwedischen Parlament verliehen, kurz vor der pompösen „richtigen“ Nobel-Zeremonie. Uexkülls Stiftungsstart-Kapital ist durch Spenden und Erbschaften angewachsen, heute erhalten jährlich vier Preisträger zusammen 200000 Euro.

Doch die Stiftung „ist unterfinanziert“, sagt Uexküll. Es kommt weniger Geld herein, als ausgegeben wird. Ein Grund sei, dass „die Probleme vor Ort immer größer werden und weniger Elan für die globalen Aktionen bleibt“. Genügend gute Kandidaten für den alternativen Nobelpreis gebe es immer noch, „viele spannende Vorschläge“, aber eben mehr lokal orientierte.

Von Uexküll ist fast die Hälfte des Jahres in der Welt unterwegs, um mögliche Preisträger zu finden und ihre Arbeit kennen zu lernen. Schwerpunkte: Osteuropa und Asien, „da geschieht zur Zeit am meisten.“ Oftmals scheuen er und mögliche Kandidaten aber auch vor einer Nominierung zurück. „Manche sagen: Ich bin einfach noch nicht soweit, den Schritt an die Weltöffentlichkeit zu gehen“, berichtet von Uexküll. Denn wenn er einmal in Stockholm präsentiert hat, „für den ist es mit dem Privatleben vorbei“. Interviews, Einladungen, Besuche fressen die Zeit auf.

Von Uexküll hofft auf reiche Privatleute, die den Zukunftsrat in ihre Heimatstadt holen.

Rat soll Informationen über die besten Lösungen und „Hoffungsprojekte“ weltweit sammeln, Anhörungen abhalten, Forschungsprojekte in Auftrag geben – und einmal jährlich Beschlüsse und Empfehlungen publizieren. Eine logische Fortentwicklung der alternativen Nobelpreise sozusagen, aber auch der UN-Weltkommissionen der 80er und 90er Jahre, die über Themen wie Umwelt und Entwicklung, Zukunft der Städte, Weltbevölkerung berieten. Oberziel: die Globalisierung gerechter machen, dabei das Lokale, Regionale, Dezentrale stärken.

In dem Zukunftsrat sollen 50 bis 100 angesehene „Weltbürger“ mitarbeiten – aus verschiedenen Ländern, Lebensbereichen und Glaubensrichtungen. „Die Leute glauben an Personen, nicht mehr an Institutionen“, sagt Uexküll, „wenn der Dalai Lama angekündigt

ist, kommen 100000“. Warum? „Weil er tut, was er sagt.“ 8500 NGOs aus 200 Ländern hat von Uexküll aufgerufen, „gute“ Namen für den Zukunftsrat vorzuschlagen, und es gibt bereits Hunderte Rückmeldungen.

Nelson Mandela ist oft genannt, Michail Gorbatschow, der Dalai Lama, Vandana Shiva, Jimmy Carter. Der Rat soll aber auch keine bloße Versammlung der „weisen Alten“ des Erde sein. Jemand wie Anita Roddick, die Gründerin der Body-Shop-Kette, kann von Uexküll sich als Mitglied vorstellen, ebenso die kenianische Vize-Umweltministerin Wangari Maathai. Und auf interessante junge Leute kommt es ihm an, auf die „Anführer von morgen“.

24 Kommissionen sollen regelmäßig tagen und Vorschläge für Gesetze und Abkommen erarbeiten. Die Themenpalette reicht von „verantwortliches Unternehmertum“ über „Schutz der Urvölker“ bis zu „Revitalisierung der Demokratie“. Uexküll kennt den Einwand. Zu viel, zu breit, zu verzettelt. Aber er sagt: Einzelne Problemfelder herauszugreifen, sei sinnlos, denn isolierte Lösungen funktionieren nicht. „Sie können keine echte Energiewende machen, ohne die Finanzstrukturen zu ändern, und auch nicht ohne einen Umbau der Megacities.“

Fünf Millionen Euro, schätzt er, wären als Grundfinanzierung nötig, und dann zwei Millionen jährlich. Er hofft auf reiche Privatleute, die den Zukunftsrat in ihre Heimatstadt holen und, wie Alfred Nobel, „in die Geschichte eingehen wollen“. Dass der Rat sein Gründungsbüro in Hamburg hat, passt, so gesehen, schon – angesichts der hohen Millionärsschichten in der Hansestadt. Der Umwelt-Unternehmerverband BAUM unterstützt das Projekt nach Kräften, der Senat hat 50000 Euro als Anschubfinanzierung bereit gestellt, und Versandhauschef Michael Otto spendete 150000 Euro. Doch sicher ist es nicht, dass es auf Hamburg hinausläuft. „Ich mache es da, wo die Finanzierung zuerst steht“, sagt von Uexküll.

Er will loslegen. Die Zeit, sagt er, drängt. „Früher haben die Kirchen in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs Orden geschaffen“, weiß er. Heute ist Rückzug keine Alternative. „Wir wissen, was zu tun ist“, sagt von Uexküll, „aber wir haben ein Umsetzungsdefizit grotesken Ausmaßes.“

WELTZUKUNFTSRAT

Der Weltzukunftsrat soll eine „moralische Macht“ sein. Er besteht nach den Plänen aus 50 bis 100 Personen, die aus drei Gruppen kommen: Erstens „weise Alte“, etwa Politiker wie Nelson Mandela oder weise gewordene Ex-Manager, zweitens „Pioniere“ – Menschen, die in ihrem Bereich eine Vorreiterrolle spielen, drittens Vertreter der Jugend.

Der Rat veröffentlicht Beschlüsse und Empfehlungen, die auf der Arbeit von 24 thematischen Kommissionen – von „Gute Arbeit für Alle“ bis „Menschenrechte und -pflichten“ – beruhen. Die Kommissionen legen Vorschläge für Gesetze und Abkommen vor, und zwar in Zusammenarbeit mit Parlamentarier-Netzwerken aus aller Welt (e-Parlament). Zur Zeit wird eine Datenbank aufgebaut, die den Kontakt zu 25000 Abgeordneten ermöglicht. Das Sekretariat des in Gründung befindlichen Weltzukunftsrats ist in Hamburg angesiedelt. Internet: www.weltzukunftsrat.de

Gerichte besonders „in“. Der mit einer Art Pfannkuchen und einer dicken Sauce servierte Fischkopf (Yu Tou) ist bereits seit einigen Jahren populär. Dabei wird nicht der Kopf, sondern das Fleisch am Ansatz gegessen. Andere Sommergerichte wie der Shui Zhu Yu, ein in Ölsuppe getunkteter Fisch, sind gespickt mit Chilischoten. Die Gerichte sind so scharf, dass einem beim Essen der Schweiß aus den Poren quillt. Auf diese Weise lasse sich das heiße Wetter besser ertragen, sagen meine chinesische Freunde.

Es gibt in Peking auch einige Freibäder. Und einer der Fehler, die man als Zugereister machen kann, ist der Versuch, in einem Pekinger Bad auch tatsächlich schwimmen zu wollen. „Zhu jiaozi“ lautet der schöne Ausdruck, mit dem Chinesen die Zustände in den Freibädern beschreiben, „Ravioli kochen“. Eng an eng stehen Männer, Frauen und Kinder in dem blubbernden Wasser. An Schwimmen ist nicht zu denken. Wer das will, geht zu einem der städtischen Seen wie den Houhai. In einer 15 Millionen Einwohner-Stadt ohne funktionierende Klär- und Filteranlagen ist das Baden im See eine Mutprobe. Nach dem Schwimmen sitzen die meist älteren Männer dann unter den Bäumen am Ufer, trinken lauwarmes Yanjing-Bier. Einer packt Spielkarten aus. Und natürlich hat niemand ein Hemd an.



Oben ohne: Ein hemdloser Schneider steht in einer Pekinger Gasse neben seinem Laden.